

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 19 (1909)
Heft: 5

Artikel: Wilhelm Münch
Autor: Baragiola, E. N.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wilhelm Münch.

Nach einem Vortrage von E. N. Baragiola, Zürich.

Im Jahre 1904 fiel mir die Mainummer der in Berlin erscheinenden „Monatsschrift für höhere Schulen“ in die Hände, die einen Aufsatz W. Münchs über „Das Schwanken der Methode im neusprachlichen Unterricht“¹⁾ enthält. Diese überlegene Studie, in der man Selbstgefühltes und Selbstgedachtes plötzlich in erstaunlich treffender, prägnanter Darstellung vor sich sah, ergriff mich mächtig. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich in der Morgenstille des Zürichhornparkes einige Weihestunden darüber verbrachte, und welche Fülle von frischen, fachkriegslustigen Ideen jene Studie in mir wachrief. Denn dass man durch die Pädagogik, auch ausserhalb des Schulummers, bei blossem Simulieren, Spekulieren und Modulieren und schliesslich Formulieren, zu recht innerlichem Jubel bringen kann, das weiss man in pädagogischen Kreisen.

Dieser Aufsatz und seine Folgen führten mich zu W. Münch in leise Beziehungen. — Auf einer Studienreise durch einige süddeutsche Städte im Herbst 1904 hörte ich ihn mehrfach erwähnen, insbesondere durch Morf in Frankfurt, und zwar so, dass er mich mehr und mehr interessieren und beschäftigen musste. An dem Neuphilologenkongresse in München, Frühling 1906, sollte ich ihn sehen und hören und sprechen. Es waren Tage ernster, ergiebiger Arbeit und freudigen Geniessens; doch das Schönste an ihnen war, wie ich schon anderswo betonte, „dass man mit den Menschen von nah und fern zusammenkam, mit denen uns das gemeinsame Lebenswerk schon längst verbunden.“ Unter den bedeutendsten dieser Menschen war zweifelsohne W. Münch; von dem ich nun gerne erzähle. Ich werde ihn äusserlich und innerlich zu schildern versuchen, seinen Lebenslauf zeichnen, sagen was er tut und treibt, denkt und dichtet, werde seine pädagogischen Schriften kurz berühren, aus der einen und andern ein paar Gedanken herausgreifen und etwas verweilen auf den Schriften, die rein menschlich ihn uns am nächsten bringen.

Ein vielerfairener Mann ist's, von dem ich spreche. Sechsundsechzig Jahre alt. Sein Äusseres: eine hohe, schlanke, leicht vornübergebeugte Gestalt; noch fast braune Haare, feine Lippen, über die nur feine Dinge treten; hinter einer grossen richtigen Gelehrtenbrille grosse mild-ernste Augen, mit denen

¹⁾ Jahrgang III, Heft 5.

er freundlich und verständnisinnig auf die kleinere Menschheit blickt. Man merkt dem Manne an, dass er viel gedacht und gefühlt hat; auch etwas Pädagogisches merkt man ihm an. In der Tat ist er Professor an der Berliner Universität, dazu Geheimer Regierungsrat, im preussischen Kultusministerium hochangesehen. Ich höre aus diesem Manne einen wohlklingenden Akkord, ich erblicke in ihm — und deshalb ist er mir so wert — eine seltene Vereinigung von gleichviel Geist wie Güte, und dabei in allem eine schöne, edle Form und viel sinnigen Humor. Dieses Ineinanderleben von Geist und Güte, Formschönheit und Humor in seinem Wesen, in seinen Werken, das erhebt ihn zu einem Besonderen, der es verdient, besondere Würdigung zu erfahren, der es verdient, nicht zu denen zu zählen, die, wie er sagt, durchs Leben gehen, unwissend von dem, was ihre Wirkung auf andere ist und auf welche Entfernung die Saiten ihres Gemütes schwingend ertönen.¹⁾ Münchs ungewöhnliche Intelligenz ist zugleich tiefer und beweglicher Natur. Diese seine Intelligenz und sein weiser Enthusiasmus und sein dauernder Fleiss und gewiss auch das den Besten eigene Verlangen, zu nützen und zu bleiben, verhalfen ihm zu reicher Bildung, die er sich zumeist in Deutschland erwarb. Was er gelernt habe, auch an neueren Sprachen, sagt er selbst, habe er zu Hause gelernt.²⁾ Er weilte zwar wiederholt kürzere Zeit auf französischer und englischer Erde. Im Frühling 1907 hielt er in Paris vor Studierenden, auf Einladung der dortigen Universität, in französischer Sprache einen später veröffentlichten Vortrag über die „möglichen und unmöglichen Reformen im Mittelschulunterrichte Deutschlands“,³⁾ und im September 1908 suchte er England wieder auf, bei Gelegenheit des grossen Internationalen Erziehungskongresses in London, über den er im „Tag“ Kurzes aber Bedeutsames aufzeichnete⁴⁾. In die englische Sprache und besonders in die französische lebte er sich gründlich ein. Er schrieb auch eine Anzahl literarhistorischer Studien aus englischem und französischem Gebiete, so über Milton, Marlowe, Shakespeare, Voltaire. Zwar sagt er bescheidenlich: „Das ist, zusammengenommen, nicht viel“, und ferner: „Auch meine mündliche Beherrschung der neueren Sprachen ist (ich hatte immer zu viel anderes zu tun) ganz unvollkommen geblieben. (Ein gelegentlich sorgfältig ausgearbeiteter Vortrag beweist nichts dagegen.) Aber um die Aussprache habe ich mich immer sehr bemüht, bei mir und bei denen, die von mir abhingen.“⁵⁾ — Ihm ist auch Italien nicht fremd, jedenfalls seinem Herzen und seinem Verständnis nicht, bekennt er doch: „Ich habe nicht viel im Süden gelebt, aber ich habe die italienischen Menschen immer gerne gehabt, und das oft ausgesprochen.“⁶⁾ Er liebt auch die Schweiz, in die er, der physisch stets etwas schwächliche, sich mehrfach zu Kurzwecken flüchten musste. Zürich kennt er wohl und behält es in guter

¹⁾ Vgl. in „Gestalten vom Wege“, Abschnitt 6: „Die Sonne der Hoffnung“, S. 68. Deutsche Bücherei. Band 42. Verlag Neelmeyer, Berlin-Süd 59.

²⁾ Brief vom 2. Februar 1909.

³⁾ „Réformes possibles et impossibles dans l'enseignement secondaire en Allemagne“; Paris, Imprimerie Nationale, 1907.

⁴⁾ 22. Oktober 1908.

⁵⁾ Brief vom 2. Februar 1909.

⁶⁾ A. a. O.

Erinnerung. Am XIV. deutschen Neuphilologentage, der Pfingsten 1910 hier stattfinden soll, wird er, so hoffen wir, nicht fehlen.

Münch ist ganz Deutscher, seiner Abstammung und Erziehung nach und in seinem Gefühlsleben; aber ein Kenner und Anerkennender ausserdeutscher Werte, und sein Bestreben bleibt es, seinem kräftereichen und doch in manchen Dingen so kleinlichen Deutschland diese Werte zu gute kommen zu lassen.¹⁾

Die Professur in Berlin bekleidet er seit 1897. Er ist ordentlicher Honorarprofessor mit einem Lehrauftrage für Schulpädagogik und liest über eine Reihe verschiedener pädagogischer Themata, Theoretisches und Literargeschichtliches wie Organisatorisches, am liebsten pädagogische Prinzipienlehre. Ausserdem hält er seminaristische Übungen, aber wiederum pädagogisch-theoretischen Charakters, also nicht etwa Musterschulübungen wie Rein in Jena. Kein glänzender Professor soll er sein. Seine schwache Stimme, seine, ich möchte sagen innerliche Art, sein sorgsames Abwägen tragen nicht zu momentaner Eindrucksmacht bei. Indes sagte mir ein früherer kritikfähiger Schüler von ihm: „Wenn ich an meine Berliner Zeit zurückdenke, so meine ich, in den stillen Kollegien Münchs vom Trefflichsten und Anregendsten gehört zu haben.“ Und dies Urteil wurde mir von einer dankbaren Schülerin bestätigt. So im Bewusstsein, Tüchtiges zu verbreiten in der Weltstadt, in deren Ausdehnung und Apathie man so ganz für sich leben kann, fühlt sich Münch in Berlin recht heimisch. Er warnte mich einmal vor der weichen Luft des mir lieben Rheingaues, und meinte: „Ich bin wegen dieser Beschaffenheit der rheinischen Luft vor 10 oder 11 Jahren dem Rheinland entflohen und befindet mich am wohlsten in der so geringschätzig angesehenen Mark Brandenburg.“²⁾ Günstiges schrieb er auch über die geistige Atmosphäre seiner Residenz, so folgendes: „In Wirklichkeit ist die Mannigfaltigkeit der Menschentypen auch in norddeutsch-preussischen Landen ausserordentlich gross und neben viel Trivialität (die nirgendwo fehlt) ist doch auch viel wirkliche Gediegenheit vertreten. Sie würden z. B. hier in der Stadt Tausende der ernstesten, schlichtesten, gebildetsten Menschen finden, und sehr selten die Gespreiztheit und Steifheit, die man sich in Süddeutschland und in der Schweiz bei einem Menschen aus der Berliner Region vorstellt. Etwas kalt oder doch kühl freilich macht das Leben in der Grossstadt die Menschen gegeneinander, auch leicht ein wenig gereizt, misstrauend und ablehnend. Aber bei wirklicher Bekanntschaft hält das nicht vor. Also: wir, die wir über das Gewöhnliche hinausstreben, müssen eine grosse Empfänglichkeit für Menschenwert schlechthin haben. Fast jede Nation ist zugleich schlecht und gut, wenn mans derb ausdrücken will.“³⁾ So W. Münch,

¹⁾ Dies ergibt sich besonders deutlich aus seinem letzten prächtigen, weissen Bande „Kultur und Erziehung“, Vermischte Betrachtungen; München, Beck, 1909. Es sind siebzehn, zu viel fruchtbarem Sinnen veranlassende Aufsätze (z. B. „Die Deutschen und das Ausland“, „Wie lernen Nationen einander kennen?“, „Bildung und Gesittung“, „Wissen und Bildung“, „Über Bildungs- und Lebensideale“) und dazu eine Anzahl „Wandernder Gedanken“, denen man einen weiten Weg wünschen möchte.

²⁾ Brief vom 2. Mai 1908.

³⁾ Brief vom 20. November 1908.

um jemanden von einem Reste Antipreussentums zu kurieren. Derbheit des Ausdrucks ist ihm sonst allerdings nicht eigen.

Aus seiner Arbeitsstadt Berlin treiben ihn etwa Übermüdung und Kränklichkeit an einen lieblichen Ruheport, oft muss er auch von Amts wegen in Deutschland und auswärts an verschiedenerlei Tagungen teilnehmen, besonders bei Verhandlungen über erzieherische und didaktische Fragen, und erfreut sich dabei allgemeinen Zutrauens. In dieser Beziehung steht in meinen Münchner Erinnerungen — man lasse mich's wiederholen — folgendes über ihn: „Wie in den Schriften, so schwebt er auch im Vortrag, in der Debatte und im Gespräch über aller Unklarheit und allem Kampf. Er erfasst sämtliche Fragen in ihrem innersten Wesen und stellt sie dar in trefflich gewählter Form. Bei ihm ist Erfahrung, Abklärung, Toleranz, Resignation und etwas Vornehm-Vollendetes.“

Nach seinen kurzen Abwesenheiten freut sich Münch immer wieder, sein Tagewerk in der Kapitale von neuem zu beginnen. Er lebt dort, trotz weitem, ausgewähltem Bekanntenkreise, auf einsamer Höhe, für unwissende, oberflächliche Beurteiler vielleicht in lauer Selbstzufriedenheit. Näherstehende indes empfinden wohl, dass, wie er selbst von einem trefflichen Pfarrherrn schrieb, „das Herz einmal voll geglüht hat, das nun linde Wärme nach allerlei Seiten spendet.“¹⁾ Tückische Eingriffe des Schicksals fügten ihm viel Leid zu, schon in jungen Jahren, da in seinem Heime früh und lange Schwermut und Öde herrschten, und er anderswo erfahren durfte und musste, wie schön menschliches Zusammenleben sein könne. Eben im Hause jenes Pfarrherrn, auf den wir bald wieder zu sprechen kommen.

Viel und schweres Leid ward ihm zuteil, das er langsam auslitt, aber auch sicher überwand. „Wenn's einmal ans Tragen geht“, meint er,²⁾ „so kommt es der stillen Kraft auf ein Mehr und ein Mehrerlei nicht an; die menschliche Seele ist aus einem zäh elastischen Material gemacht, sie zerreißt nicht so bald wie eine morsche Planke, sie reißt nicht wie altes Linnen.“ Wohl auch bei ihm „nicht die Stimmung schmerzlichen Verzichtes, sondern linde Melancholie, von einer Art von Wohlgefühl durchzogen“.³⁾ Vor kurzem sagte er: „Alles ist jetzt verschmerzt. Noch scheint die Abendsonne.“ — An ihn gemahnt mich in mehreren Zügen die prächtige Persönlichkeit jenes Berliner Onkels, der in dem 30. der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, so eindrucksvoll geschildert wird, jenes Professors „Lichte Höh“, wie ihn sein bester Freund Hanz-Buckau nennt. Es heisst da unter anderm von ihm, dass er nach äusserlicher menschlicher Klassifikation zu den deutschen Professoren gehöre, dabei aber innerlich und eigentlich ein ganz besonderer Mensch sei. Ferner: „die klaren, schönen Augen sind dieselben geblieben, nur grösser sind sie geworden, und es ist, als übersähen sie vieles, was sich unsern Blicken aufdrängt, und als gewahrten sie dafür schon Dinge, die uns noch verborgen sind. Harmonie und Ruhe strahlten von ihm aus.“ Ferner heisst es von

¹⁾ Vgl. in „Gestalten vom Wege“ Abschnitt 1: „Die Leute aus dem Pfarrhause“, Seite 13.

²⁾ In „Gestalten vom Wege“, Abschnitt 6: „Die Sonne der Hoffnung“, Seite 74.

³⁾ A. a. O. S. 67.

seiner Eigenart des vornehm Massvollen, und ferner von der durchsichtigen, feinen Hand, die emsig die Feder geführt hat ein Leben lang; und in dem Augenblick, da die Schreibende Abschied nahm von ihm, heisst es, sei er von der Söhne beschienen gewesen, der Mann, der in der Einsamkeit des Alters milde lächelte. — All dies aus jenem innigen Buche könnte von Wilhelm Münch gesagt sein. (Nebenbei möchte ich den 30. der berühmten Briefe auch deshalb besonders empfehlen, weil er einiges bei den neueren Krisen Deutschlands besonders bedeutungsvoll erscheinende enthält.) —

Wilhelm Münch, der in Berlin nur Eingelebte, stammt aus dem gesegneten „Nassauer-Ländchen“, aus dem Dorfe Schwalbach im Kreise Wetzlar, wo er 1843 als Pfarrerssohn geboren wurde. „Übrigens“, schreibt er, „ist jener Ort für mich von keiner Bedeutung; ich bin schon im ersten Lebensjahr anderswohin mitgenommen worden, aber auf einem Dorfe (Asslar) bin ich allerdings aufgewachsen.“¹⁾ — Für dies Asslar bleibt ihm noch jetzt, nach langem Hin und Her, ein treues zartes Heimatgefühl. Sein letztes reizvolles novellistisches Bändchen, betitelt: „Leute von ehedem und was ihnen passiert ist“,²⁾ eine Art Erinnerungsbuch, beginnt mit der warmen Schilderung dieses, nach vielen Jahren aufgesuchten Dörfchens. „Als ich wieder-kam“, lautet der Titel. Da sie den Verfasser bestens charakterisiert, seien hier Anfang und Schluss davon wiedergegeben:

„Nur noch eine Biegung musste die Landstrasse machen, auf der ich, vom nächsten Bahnhof her, seit einer guten Stunde einherschritt, dann —! Mir klopfte das Herz, wenn ich dachte, wie ganz nahe es nun wäre.

Was eigentlich? Ein Glück? Ein Wiedersehen mit geliebten Menschen? Ein ersehntes Ziel zum Ausruhen? Eine Stätte zum Beginn eines neuen Lebens? Nichts von alledem. Nicht einmal ein grossartiges Landschaftsbild, ein viel gerühmter Aussichtspunkt, der Blick auf das Meer etwa, oder auf die Kette der Hochalpen. Sondern viel weniger. Aber mir klopfte das Herz, obgleich es doch nur ein sehr ruhiges, weil ziemlich alt gewordenes Herz war. Und wirklich, es kam, es lag vor meinen Augen. Rechts von der Landstrasse der steil ansteigende, felsige Hügel, auf dessen Höhe die alte grosse Kirche, und vor der Kirche der mächtige Lindenbaum, dem nicht einer seiner Gattung gleichkam, so viele ich deren gesehen, so hoch fast wie der Turm der Kirche; und unten, auf der andern Seite der Landstrasse, nur zweihundert Schritte vor mir, das alte Steinhaus, mit Erkern und Flügeln und vielen Fenstern, und daran sich schliessend der weit hingedeckte Garten mit den trauten Obstbäumen, und hindurchschimmernd die ersten Häuser des alten Dorfes, zu dem das Steinhaus den Eingang bildete, wie es in vergangenen Zeiten das Herrenhaus gewesen war und eine Art von fester Burg mit Wallgraben und Zugbrücke.“ So der Anfang. Es folgt die trauliche Schilderung des Dorfes und dessen Entwicklung, und da und dort eingestreut manches zu Herzen gehende, weil tiefergriffenem Herzen entstammend. Zum Schlusse die Erwähnung der kleineren und grösseren Fortschritte im Heimatdörfchen, denen gegenüber der anhängliche und, wie er selbst sagt, „milder oder verständiger“ gewordene Besucher die Rückschritte nicht ergründen und namentlich nicht

¹⁾ Brief vom 2. Februar 1909.

²⁾ Leipzig, Amelang, 1908.

nennen will: „... denn“, meint er, „da alte Menschen bekanntlich immer geneigt sind, die neuen Zeiten schlechter zu finden, so würde auch mein Urteil nichts beweisen, wenn es ungünstig wäre. Was hatte ich überhaupt zu urteilen? Ich fühlte nur, wie zwischen damals und jetzt mein Leben liege, und es schien mir ein Leben voll Unruhe und Wirrnis gewesen zu sein, ohne rechten Aufstieg und eigentlichen Frieden: den, meinte ich, hätte ich doch am besten im alten Dorfe gefunden.“¹⁾ Von solch vermeintlich verlorenem Heimatglücke, von dem vermeintlich verlorenen Segen der Scholle haben schon manche gesprochen. Ich erinnere nur an Carducci, an sein Weh um die verlassene heimathliche Maremme und an sein „Meglio era sposar te, bionda Maria!“²⁾ Das war ja auch nur vorübergehende Empfindung und Stimmung, wie bei Münch, der, wie wir später sehen werden, sein Leben nachträglich doch auch mit einer gewissen Befriedigung zu überblicken verstand. Er selbst ist sich übrigens seiner Täuschung bewusst. Denn weiterfahrend schliesst er mit den Worten: „Das war wohl eine Täuschung, aber eine freundliche, und noch jetzt wirkt sie nach, wenn ich an den goldenen Septembertag zurückdenke und an die Stelle unter der Linde auf dem Hügel mit dem Umlauf über das alte, stumme, teure Jugendland, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Damals ertappte ich mich darüber, wie ich unbewusst immer einige Takte einer Melodie vor mich hinsummte. Wie viele mögen es in ähnlicher Lage dem Dichter Friedrich Rückert nachgefühlt haben, wie er sang: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit!“ Und dann die so einfachen Worte, die nun auch für mich so reichen Inhalt hatten: „Als ich wiederkam, als ich wiederkam.“³⁾

Und nun betrachten wir rasch das Stück Leben, das zwischen Asslar und Berlin lag. Münch besuchte das Gymnasium in Wetzlar und hätte dann, auf Wunsch seines Vaters, Pfarrer werden sollen. So studierte er zuerst Theologie und betätigte sich auch kurze Zeit im Amte, namentlich als Katechet, bei einem alten Freunde seines Vaters, jenem schon erwähnten trefflichen Pfarrherrn, den er im ersten Abschnitte seines ersten novellistischen Bändchens „Gestalten vom Wege“ abbildete. Der Übergang vom Theologen zum Pädagogen ist nichts Aussergewöhnliches, und Münch hatte ja nicht aus eigenem Antrieb die erste Fakultät durchgemacht. Er selbst sagt: „Ich fühlte mich aber mehr in die pädagogische Laufbahn hineingezogen. Eine einzige Unterrichtsstunde, die ich zufällig bei einem jungen Elementarlehrer in Neuwied in einer Mädchenmittelklasse anhörte, machte mir solche Freude,

¹⁾ Seite 3.

²⁾ „Idillio maremmano“ in „Poesie“, Bologna, Zanichelli, Seite 664.

³⁾ S. 31—32. — Wer diese Seiten Münchs kennt, begreift um so mehr seine innige Freude an den Jugenderinnerungen seines hochgeschätzten verstorbenen Kollegen Paulsen („Aus meinem Leben“; Jena, Diederichs, 1909), über die er sich im „Tag“ (16. Juni 1909) ausspricht, und zum Schlusse die für ihn bedeutsamen Worte sagt: „Man darf mit seinem Leben nicht allzusehr abhängen von Erinnerungen und von Hoffnungen. Es gibt etwas Wertvolles zwischen beiden: das wirkliche Verständnis der Gegenwart, das übrigens ja sehr verschiedene Tiefengrade haben kann. Die Lektüre dieser Jugenderinnerungen eines so Tüchtigen (der doch für uns zur Gegenwart gehört) kann dazu mithelfen — abgesehen davon, dass diese Lektüre vielen Empfänglichen eine stille Freude werden mag.“

dass sie entscheidend wurde für mein weiteres Leben.“¹⁾ Alsdann wandte sich Münch — ich gebrauche hier zum Teil wiederum seine eigenen Worte — philosophischen Studien zu, zwar einstweilen nicht den neueren Sprachen, sondern hauptsächlich dem Deutschen und Griechischen. Als Gymnasiallehrer unterrichtete er in den gewöhnlichen Gymnasialfächern einschliesslich Religion und Hebräisch. Schon ganz jung in Oberprima, so dass einige seiner Schüler nur wenig jünger waren als er selbst. Für die lebenden Sprachen begann er sich erst allmählich ernstlicher zu interessieren. Wegen schwerer Krankheit musste er seine Berufstätigkeit aufgeben und versuchte sich nach längerer Erholungszeit im Unterricht zunächst wieder in einem englischen Pensionat für vornehme junge Leute in Bonn. Dies führte ihn, da er ganz im Hause lebte und mit vielen Engländern verkehrte, lebendiger in die fremde Sprache und Sphäre ein. Er besiegelte mehrjährige nachträgliche Privatstudien durch eine freiwillige zweite Oberlehrerprüfung in Französisch und Englisch, und so erklärt sich in ihm zum guten Teil die Autorschaft jener für uns Neusprachler so wertvollen Broschüre: „Das akademische Privatstudium der Neuphilologen“,²⁾ zu deren Inhalt grösste Vertreter der neueren Philologie an Universitäten „ihre volle und lebhafte Zustimmung aussprachen“.³⁾ — Von den elf Jahren (1866—1877) seiner allerdings unterbrochenen pädagogischen Praxis in verschiedenen höheren Schulen Westphalens und der Rheinlande bleibt ihm wohl die Kölner Epoche, da er unter dem kraftvollen Pädagogen Oskar Jäger arbeitete, in besonders ergiebiger Erinnerung. 1877 liess Münch es sich gefallen, an das Realgymnasium in Ruhrtort (man bedenke wie eigentlich modern dieser Schritt in den damaligen pädagogischen Zeiten berühren musste!) versetzt zu werden, und bald darauf wurde er, der Vier- und dreissigjährige, zu dessen Direktor ernannt. 1883 wurde er Direktor des Realgymnasiums in Barmen und blieb es bis 1888. In Ruhrtort und Barmen hatte Münch Gelegenheit, sich des Unterrichtes in den neueren Sprachen ernstlich anzunehmen, da er ihn ziemlich erstarrt und rückständig fand, wobei seine Bemühungen speziell der didaktischen Methode galten. 1888, als Fünf- und vierzigjähriger, wurde er auf neun Jahre preussischer Provinzialschulrat mit Sitz in Koblenz; auch als solcher konnte er den neusprachlichen Unterricht wesentlich heben. Durch diese seine Bemühungen, besonders in Ruhrtort und Barmen und als Provinzialschulrat, wohl nicht weniger als durch einschlägige Schriften und entsprechendem Auftreten an Neuphilologentagen, gehört Münch, wie Rudolf Lehmann sagt,⁴⁾ „zu den Begründern der didaktischen Reform, welche den Unterricht der neueren Sprachen auf unseren Lehranstalten allmählich völlig umgewandelt hat; doch hielt er sich von den Einseitigkeiten und Übertreibungen, die bei vielen dieser Reformer hervortraten und die neue Richtung blosszustellen drohten, von Anfang an frei. Er sieht die bildende Kraft der neueren Sprachen einerseits in der Entwicklung des Sprachgefühles und des Sinnes für sprachliche Präzision, anderseits aber in dem

¹⁾ Brief vom 2. Februar 1909.

²⁾ Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1906.

³⁾ A. a. O. S. 27.

⁴⁾ In Joseph Loos „Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde“; Wien und Leipzig, Pichler, 1908; Bd. II, S. 69.

lebendigen Erfassen wertvoller Lektüre und der anschaulichen Auffassung nationalen Lebens, er betont mithin die erzieherische Bedeutung dieses Lehrgegenstandes, und seinen hierauf begründeten Vorschlägen und Anregungen ist es zu einem wesentlichen Teile zuzuschreiben, wenn der Unterricht in den lebenden Sprachen heute, an den Realanstalten wenigstens, einen nicht geringen Teil der Aufgaben zu erfüllen vermag, die früher ausschliesslich den klassischen Sprachen zufielen.“ — Indes das Interesse für die neusprachliche Didaktik, so intensiv es ist, tritt bei Münch doch zurück vor dem Interesse für allgemein Pädagogisches. Er sagte selbst vor kurzem: „Die eigentliche Befriedigung meines Herzens fand und finde ich doch in allgemein pädagogischen Bestrebungen.“¹⁾

Im Jahre 1897 musste er aus Gesundheitsrücksichten als Provinzialschulrat zurücktreten, wurde aber von der preussischen Regierung, „die seine Kraft und seine Erfahrungen nicht missen wollte“,²⁾ gleichen Jahres an die Universität Berlin berufen.

Also doch ein stetes, sicheres Empor vom kleinen unbekannten Dörfchen zur Millionenstadt, zur politischen und intellektuellen Kapitale. Münch selber geniesst auch nachträglich, wenn nicht in Ausnahmestimmungen, wie schon angedeutet, dieses erlebnisreiche Weiterdringen, und meint darüber: „Ich habe nicht die Ehre (und auch nicht das Unglück), als Grosstädter geboren zu sein; ich musste, was mich noch jetzt freut, langsam die Stiege hinaufsteigen: vom Dorf zur kleinen Stadt, dann zur mittleren und zur grossen; oder genauer, ich habe nach und nach und ohne rechte Ordnung und Abfolge in einigen Dörfern, in mehreren regelrechten Grossstädten mein Leben geführt, und es ist mir nicht leid; ich habe auch einigermassen die Seele des Dörfers und die des Kleinstädters usw. in meiner Seele gefühlt, denn etwas Chamäleon ist jeder, und man kann darüber ja wohl eine gewisse Unbefangenheit und Billigkeit des Urteils gewinnen.“³⁾ Unbefangenheit und Billigkeit des Urteils und noch viel mehr und Besseres hat Münch durch diesen seinen Aufstieg gewonnen. Das alles werden wir nun in seinen Werken wiederfinden.

Die Neuphilologen kennen Münch hauptsächlich wegen seiner Schrift: „Zur Förderung des französischen Unterrichts“,⁴⁾ und wegen seiner prächtigen Arbeit: „Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts“,⁵⁾ die ein wohlbekannter hiesiger Romanist und Methodiker als *livre de chevet* für unsereinen zu bezeichnen beliebte.

Münchs sonstige pädagogische Werke beschäftigen die Pädagogen und Psychologen überhaupt, die Lehrer an höheren Schulen etwa im besonderen. Genannt seien:

1. „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen“,⁶⁾ von denen mich der zehnte über

¹⁾ Brief vom 2. Februar 1909.

²⁾ Rudolf Lehmann a. a. O.

³⁾ „Gestalten vom Wege“, Abschnitt 7, Seite 79.

⁴⁾ 2. Auflage bei Fues-Reisland, Leipzig, 1895.

⁵⁾ München, Beck; 2. Auflage, 1902. Aus Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“.

⁶⁾ Berlin, Weidmann; 2. Auflage, 1896.

„Sprachgefühl und Sprachunterricht“¹⁾ am meisten interessiert. Münch, der ein gut Teil dieser Aufsätze der Pflege der Muttersprache widmet, für die er väterlich besorgt ist, fürchtet nicht ein tiefes Eindringen in fremdes Sprachgebiet, und schliesst mit den Worten: „Die physische Sicherheit der Bewegung in einer Sprache überhaupt, die Steigerung der Feinsinnigkeit in der Auffassung des Wortinhalts, der entwickelte Sinn auch für unformulierte Gesetze, die ästhetische Durchbildung zum gerundeten Stil: all das ist mehr als Kenntnis, es bedeutet Kräfte der Persönlichkeit, und die werden auch diesseits ihres fremden Nährbodens sich wirksam erweisen.“ — Ähnliches spricht er aus in einem an der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulpädagogen gehaltenen, „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen“²⁾ betitelten Vortrage. Zu Anfang wird darin das Werk des Erziehers mit dem des Tiefbaumeisters verglichen; es heisst da, dem, „der unter der Erde baut, im Strom etwa oder im Bergschacht, gedeiht das Werk nur unter steter Sorge, und niemals ist es ganz abgeschlossen; denn er hat es mit dem Leben der Erde und des Stromes zu tun; stille Verschiebungen, gefährliche Gegenwirkungen bereiten sich vor und kommen zum Ausbruch. So darf der Bauende nicht müde werden, zu beobachten, vorzubeugen, abzuwehren, auszugleichen, wiederherzustellen.“³⁾ Ferner heisst es, unser Bildungsideal könne man vielleicht am richtigsten in die drei Worte fassen: „Hinbildung zum Weltverständnis“,⁴⁾ dem ja der praktische Zweck der Weltbeherrschung nahe liege. Und wo der Verfasser bei der Übersicht über moderne Anforderungen an die verschiedenen Unterrichtsfächer die lebenden Sprachen berührt, sagt er trefflich, es handle sich heutzutage um eine „Stoffaneignung, die den Zögling lebenstüchtiger macht, und eine Kräftekbildung, die sich in ihrer Eigenart zwischen oder neben das sonst an der Schule Erstrebte stellt“.⁵⁾ Also das tröstliche Wort, dass der Unterricht in den lebenden Sprachen, wie jeder andere Unterricht, das Recht und die Pflicht hat auf Emanzipation aus den Fesseln der Scholastik, und dass er durch die Wahl des Stoffes und mehr noch durch dessen Darbietung, wie jeder andere Unterricht, gründliches Wissen nicht nur, sondern Kräfte und Leben zeugen kann und soll.

2. „Über Menschenart und Jugendbildung. Neue Folge vermischter Aufsätze.“⁶⁾ Darin die Ergründung mehrerer sehr aktueller Fragen. So auch im

3. „Aus Welt und Schule. Neue Aufsätze“.⁷⁾

Ausser diesen drei Sammelbänden seien noch erwähnt:

4. Die Schrift: „Neue pädagogische Beiträge“.⁸⁾ Sie enthält zwei längere Aufsätze: 1. An der Schwelle des Lehramts, 2. Soll und Haben der höheren Schulen, sowie Aphoristisches. Im ersten Auf-

¹⁾ Seite 276.

²⁾ Berlin, Gaertner, 1895.

³⁾ Seite 3.

⁴⁾ Seite 12.

⁵⁾ Seite 36.

⁶⁾ und ⁷⁾ Berlin, Weidmann, 1900 und 1904.

⁸⁾ Berlin, Gaertner, 1903.

satz, der besonders angehenden Pädagogen empfohlen sei, spricht Münch von Lehrerart und Lehreraufgabe, ohne indes zuviel von den jungen Kandidaten zu erwarten, weshalb er in hoffnungsfrohem Tone mit den Worten schliesst: „Und weil dann die Zeit, weil das Amt selbst auf ganz zwanglose Weise so vieles zu bringen verspricht, was im Amte bedurft wird, so soll den jungen Lehrern an der Schwelle des Eintritts nicht etwa das Herz schwer sein um all der Anforderungen, um all der verlangten Kunst willen. Nur soll es lebendig schlagen. Denn „aus dem Herzen gehet das Leben“, heisst es an einer versteckten Stelle der Bibel. Und auch das Leben des Lehrers muss „aus dem Herzen gehen“, um wirklich etwas zu taugen und um lebenswert zu sein“.¹⁾ Gleiches und Ähnliches wurde allerdings schon vielfach gesagt, wenn auch nicht ganz so hübsch. Indes sei hier eingeschoben und offen erklärt, Münch bietet uns durchaus nicht immer Unbekanntes, Neues, Originelles. Wie wäre das auch möglich? — Und doch ist er bedeutend und mit Recht berühmt. Denn auch Verbreitetes, Altes, Übernommenes zu sichten und von eigenartigen Gesichtspunkten aus zu betrachten und in ansprechender und vor allem in überzeugender Form darzustellen, ist nicht wenig verdienstvoll; verdienstvoll ist es ferner, in dem Vielen nicht unterzugehen, sondern freiblickend sich darüber zu erheben, es freischaltend zu beurteilen und künstlerisch zu bearbeiten. — Im zweiten Aufsatze der „Neuen pädagogischen Beiträge“ gefällt mir besonders das Verlangen von Methode und Kunst im Unterricht. „Hierbei“, sagt M., „ist denn unter Methode die allgemein gültige und alle bindende Norm verstanden, und unter Kunst das persönliche Lehrvermögen, das nimmermehr bloss in der Durchführung der Vorschriften der Methode besteht, sondern wobei zu dem Technischen rein Menschliches, Persönliches hinzukommt. Und den Namen Kunst erhält die Sache eben um der Verbindung und Durchdringung dieser beiden Elemente willen.“²⁾ Er sagt auch: „Das Verhältnis der Methode zu dem Walten der Persönlichkeit sollte überhaupt und wird wohl in Zukunft näher geprüft und geklärt werden.“³⁾ Und ferner: „Jedenfalls aber, und das ist das Wichtigste bei dieser ganzen Betrachtung, muss dem Trachten nach bewusster Methode auch ein Trachten nach Kunst zur Seite gehen, denn die erstere schliesst die letztere ganz und gar nicht ein, sie ist ungeistiger als diese und muss von ihr durchgeistigt werden, damit sie etwas wahrhaft Lebendiges sei. Dieses Bedürfnis liegt um so mehr vor, je fester, je allgemeingültiger, je unverbrüchlicher die Methode zu sein beansprucht.“⁴⁾

Methode, Technik und Persönlichkeit: das also macht neben dem geeigneten Unterrichtsgegenstand die Lehrtätigkeit aus. In der Tat können wir uns einen in der einen oder andern oder in zweier zugleich dieser Hinsichten unanfechtbaren und doch eben, weil nicht allen dreien genügenden, im ganzen doch mangelhaften Unterricht vorstellen. Wie ungeordnet der unmethodische Unterricht! Wie unerquicklich der technisch schwache! Wie nichtssagend der unpersönliche! — Und aber anderseits wie schwer zu erreichen der Unter-

¹⁾ Seite 63.

²⁾ Seite 119.

³⁾ Seite 118.

⁴⁾ Seite 118 und 119.

richt, der den drei Anforderungen in erfreulichem Masse gerecht wird! — Wie viel Überlegung, Übung und Selbstzucht braucht's dazu, so dass wohl kaum ein Lehrer, dieses Ideal verwirklicht zu haben, sich oftmals rühmen dürfte. Doch es möge uns stets vorschweben.

Und hier kann ich nicht anders, als wiederum ein Kurzes einzuschalten, und des Lehrers zu gedenken, der dem eben geschilderten Ideale so ausnehmend nahe gewesen; ich meine des schweizerischen Schulmannes und einstigen Mitarbeiters dieser Zeitschrift, Gottlieb Stucki, den der rauhe Mai letzten Jahres allzufrüh aus seiner herrlichen pädagogischen Tätigkeit in Bern hinweggerissen. Die treue Schar seiner Anhänger fährt fort, um ihn zu trauern. Welch hohe Anerkennung würde Münch, bei näherer Berührung, diesem hervorragenden pädagogischen Ausführer, diesem hervorragenden Menschen, der in Schule und Haus seine Lehren so wirkungsvoll lebte, dargebracht haben!

Ich stehe noch immer bei der Besprechung der „Neuen pädag. Beiträge“, und wähle aus deren letztem, aphoristischen Teile noch zwei Proben. In der ersten knüpft Münch an Schillersche Verse an, und sagt: „Nach Schillers bekanntem Distichon „zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.“ Daran könnte sich der Lehrer erinnern und sich's mit einer gewissen Umkehr zunutze machen. Er sei, will er wirklich seines Zöglings Freund sein, darauf bedacht, diesen zum Können und zum Bewusstsein des Könnens hinzuführen und das Erzielte anzuerkennen. Weil er ihn durchweg nur „lehrt, was er soll“, darum wird er von dem Schüler als eine Art von Feind empfunden.“¹⁾ Die zweite aphoristische Probe lautet kurz und nicht ohne Ironie: „Dem Lehrer gilt das Lernen als die Sonne, die leuchtet, dem Schüler aber ist es oft die Sonne, welche brennt.“²⁾

Und nun zu einem fünften Hauptwerke Münchs, das den feingewählten Titel trägt: „Geist des Lehramts. Eine Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen“.³⁾ Aus diesem so reichhaltigen und so fesselnden Buche will ich nur eine, seine ganze Stimmung charakterisierende Stelle des Schlusskapitels anführen: „Nichts ist wünschenswerter, als dass alte Aufgaben immer wieder als neue empfunden werden. Der Pädagogik gereicht es zum Nachteil, dass ihre Probleme von jeher da waren und dass so unzählbar viele in allen Jahrhunderten sich mit ihr zu befassen hatten. Das hindert nicht, dass jede junge Kraft, die in die Laufbahn tritt, die Aufgaben ihrerseits als neue fühlt: aber beschwingend wirkt es doch, wenn durch die Zeit überhaupt ein kräftiges Interesse für das Arbeitsgebiet und seine Probleme geht. Man muss wünschen, dass ein Hauch des neuen Interesses in recht viele unserer Schul- oder Lehrerkonferenzzimmer dringe, und dass man auch nicht von vornherein abwehre, was mit kräftiger Kritik an die Tür des Bestehenden pocht oder gar mit sichtlich überstiegenen Neuforderungen heranrückt. Der Einzelne hat allerdings zunächst nur an seiner Stelle und nach den ihm erteilten Normen das Rechte zu leisten: aber dass grosse Fragen offen bleiben oder sich neu auftun, mag ihm doch mehr

¹⁾ Seite 142.

²⁾ Seite 143.

³⁾ Berlin, Reiner; 2. Auflage.

zur Anregung dienen, als zur Beunruhigung. Und jeder einzelne kann einmal auch irgendwie zur Mitarbeit an der grundsätzlichen Ausgestaltung oder Umgestaltung gelangen. Nichts hindert, dass Stimmen von untenher laut werden, und nichts, dass man sie oben vernimmt.¹⁾ Wahrlich, befreiente Worte. Wir können uns nicht leicht im Herzen Preussens einen grossmütigeren Geh. Reg.-Rat vorstellen!

Als sechstes Werk nenne ich die „Zukunftspädagogik“, mit dem Untertitel: „Utopien, Ideale, Möglichkeiten“,²⁾ ein Buch, das für jeden Gebildeten interessant sein dürfte. Da finden wir zu Anfang eine kurze Einleitung, dann zwei scharfgeschiedene Teile: 1. Teil (165 S. stark): ein „literarischer Umblick“ in der Menge neuerer deutscher und fremder Schriften über Erziehung und Unterricht, allen zuvor Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes“, als zweitletztes des Münchener Reformators Georg Kerschensteiner: „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend“. Bewunderungswürdig in diesen Essays die Bemühung, verschiedenen Vorkämpfern verschiedener pädagogischer Ideale bis Utopien gerecht zu werden. Bewunderungswürdig der Weitblick, die Überlegenheit der Darstellung, die schlichte grosse Art der Widerlegung. Auf den literarischen Umblick folgen im zweiten Teile „praktische Ausblicke“, in zwölf Abschnitte eingeteilt (145 S. stark). Hier die Anerkennung des Gesunden in dem Wust des verschiedenerseits Gewollten und die Anführung der zukünftigen Möglichkeiten, des in Zukunft erreichbar Wünschenswerten. Der zehnte Abschnitt gilt der weiblichen Bildung. Daraus einige Gedanken über neue Zielsetzung an höheren Mädchenschulen, Gedanken, die nun an den kürzlich reorganisierten, uns zum Teil vorbildlichen preussischen Mädchenschulen, wenn auch nicht durchweg glücklich, verwirklicht sind: „Auch hier“, also an den höheren Töchterschulen, „wird die „allgemeine Bildung“ angefochten, die diese Schulen ausdrücklich zu geben bestimmt sind. Ist es mehr die Unbestimmtheit dieses Begriffes oder der Ziele an sich, mehr die Beziehungslosigkeit gegenüber den Bedürfnissen der Zeit und des Lebens, oder mehr die Art des Betriebes, was hier unzufrieden macht? Es wird vielmehr das alles mit- oder durcheinander wirken. Zwei Ziele namentlich treten dem alten gegenüber, oder mindestens ihm zur Seite: das Ziel vollerer Befähigung zu schätzbarer praktischer Arbeit, die über die elementar häusliche oder die Handwerkssphäre hinausliegt, und zwar dies teils behufs bestimmter und fruchtbarerer Teilnahme am Kulturleben, teils zur Gewinnung sicherer Subsistenz, und dann das Ziel wissenschaftlicher Reife, zur Mitarbeit auf den Gebieten geistiger Forschung, zum Mitschreiten in den vorderen Linien der um grosse Erkenntnis Ringenden. Das erstere Ziel erfordert veredelte Fortbildungsschulen oder wenigstens Aufnahme von deren Zweck in den Plan der unbestimmt „höheren“, das letztere die Verleihung eines wissenschaftlicheren Charakters an diese Anstalten, sei es durch ergänzenden Aufbau, sei es durch strengere Gesamtorganisation. Daher denn namentlich die Forderung der Mädchengymnasien.“³⁾

Den Abschnitt beschliessen einige gefällige Äusserungen über Schulauf-

¹⁾ Seite 492.

²⁾ Berlin, Reiner.

³⁾ Seite 243.

sicht: „Wenn man hier“, also bei höheren Mädchenschulen, „nun alsbald an die Unterstellung unter die gleiche Aufsichtsbehörde wie die höheren Knabenschulen denken mag, so sei doch bemerkt, dass Aufsicht, als überwachende, kontrollierende, misstrauende, einschränkende, überhaupt noch kein Heil bedeutet, wie sie dann auch durch das Vorwiegen dieses Charakters nicht wenig Unheil angerichtet hat, inneres Unheil wenigstens, Schädigung der Freudigkeit, der Beweglichkeit, der Initiative. Die Aufsicht führende Instanz muss vor allem wirkliche Überlegenheit, grosse Weite des Blickes und auch Weitherzigkeit gegenüber Persönlichem, dazu Kraft zur Anregung bewahren, die Auffassung zu vertiefen und die Liebe zu erhöhen vermögen. Das ist freilich nicht wenig verlangt, aber es steht auch nicht wenig auf dem Spiele. Und es soll selbst für Schulräte ein Bildungsideal geben — unter dem sie natürlich auch ihrerseits ein Stück zurückbleiben dürfen, weil sie nur Menschen sind.“¹⁾ Und ich werde gewiss auch von den bittersten Feinden des Inspektorates nicht gesteinigt, wenn ich behaupte, ein Schulbesuch Wilhelm Münchs, der hinter dem eben angedeuteten Ideal wohl kaum stark zurückbleibt, müsste für einen nicht griesgrämigen Lehrer Freude und Förderung, für die Schüler ein Erlebnis sein. — Im vorletzten Abschnitt über Lehrerbildung und Universitätserziehung, welch letzter Ausdruck mir bezeichnend scheint, stehen einige Erwägungen über die Rolle der Pädagogik bei Studium und Prüfung der Fachlehrer: „Worauf es in Wirklichkeit mehr ankommt“, denn auf Einprägung aller möglichen pädagogischen Theorien, „das ist die Erweckung eines lebendigen Interesses für die bestehenden grossen Fragen und Probleme, die theoretischen und praktischen, und etwas Kenntnis von dem Suchen ihrer Lösung in der Vergangenheit, auch ein Ausmünden des psychologischen Studiums in die noch anschliessenden pädagogischen Gesichtspunkte, und dazu freilich womöglich eine solche Beschäftigung mit den fachwissenschaftlichen Objekten, die diese als Ganze lebendig vor der Seele stehen, nicht aber Geist und Seele davon erdrücken lässt, welches letztere durch unendliche Analyse, durch ein andauerndes Senken des Auges tief auf die Kleinschrift der Wissenschaft geschieht.“²⁾

Ferner eine interessante Stelle über Vereinigung wissenschaftlicher Weiterarbeit und pädagogischer Selbsterziehung des Lehrers: „Dass die Lehrer unserer höheren Schulen unter allen Umständen in erster Linie suchen sollen, Gelehrte zu bleiben, dieser Rat ward ihnen noch jüngst von einer mit Recht verehrten Seite her erteilt.³⁾ Würde das so aufgefasst, dass es am wichtigsten für jeden sei, an irgendeinem Punkte mit der wissenschaftlichen Spezialarbeit weiter sich zu beschäftigen, so wäre damit nur eine Stellungnahme gestützt, die vielfach durchaus nicht erfreulich gewirkt hat; soll das Erzieherische wirklich sich so nebenbei von selbst genügend ergeben, so ist das eine zwar alte, aber bestimmt zu verwerfende Annahme.“ (Dies hat Stucki wie oft auch gesagt!) „Aber jene Forderung muss vielmehr so verstanden werden, dass nur bei lebenslang wach gebliebener Bereitwilligkeit zum Lernen, und zwar allerdings zum Schöpfen an der vornehmen Quelle der grossen Wissenschaft selbst

¹⁾ Seite 247.

²⁾ Seite 257.

³⁾ Hinweis auf Paulsen.

(nicht bloss an den abgeleiteten, bequem gefassten, aber mitunter trüben Bächlein oder Rinnalen), die geistige Lebendigkeit erwartet werden kann, die der höhere Unterricht erfordert, wenn er nicht trotz aller Höhe minderwertig wirken soll. Das fortdauernde Lernen und Suchen verbürgt eine Art von fortdauernder Jugend, und diese sich irgendwie zu bewahren, ist dem Jugendlehrer höchst nötig. Der für sich fertige Lehrer wird zum Schulmeister, der sich Fortbildende kann Bildner sein. Wer nicht für sich ringt, bleibt nicht für andere anregend. Doch mag die Mischung zwischen wissenschaftlichem Sinn und erzieherischem sehr verschieden sein. Es gibt auch Erzieherseelen von grosser Kraft durch sich selber, solche, die jugendlich bleiben durch das Feuer ihres Fühlens. Unterscheiden wir die einzelnen Möglichkeiten nicht weiter, damit wir nicht Kategorien suchen oder Normen zu suchen scheinen, wo das Leben das Recht der Mannigfaltigkeit hat. Tüchtig zu sein durch wissenschaftliche Bildung und tüchtig zugleich durch erzieherische Kraft, ist nicht im mindesten unmöglich: viele Lebende beweisen das. Aber freilich, viel möglicher wird es erst werden, wenn der gegenwärtig dem Einzelnen obliegende Umfang der regelmässigen Amtsarbeit verringert ist, ein Ziel, das von keinem wirklich Einsichtigen verkannt wird und für das auch die Regierenden mit der Zeit einen Weg finden werden.“¹⁾ Eines Kommentars bedürfen diese, von hohen Idealen ausgehenden praktischen Folgerungen nicht.

Zum Schlusse, bei der Auseinandersetzung über die alle Jugenderziehung erschwierigenden Zeitbedingungen,²⁾ lässt Münch die Mahnung hören, sich diesen wohl anzupassen, aber zugleich den Ernst der Arbeit hochzuhalten; dann gibt er noch einen Hinblick auf das, was die Gegenwart der Zukunft schuldet:

„Wie viel und Schweres bedeutet das alles zusammen“, nämlich unsere Zeitbedingungen, „für die Aufgabe der Jugenderziehung! Von jenem überreizenden, ermüdenden und entkräftenden Einfluss unseres Kulturlebens wird die Jugend mittelbar wie unmittelbar betroffen. Das Erbe des herabgestimmten elterlichen Kräftezustandes ist weit mehr, als das Mass der geforderten Anforderungen an dem leichten Versagen der Kraft schuld. Eine Anpassung der Anforderungen an das vorhandene Mass von Leistungskraft drängt sich als Notwendigkeit auf, und allen Mitteln zur allmählichen Wiedergewinnung verlorener Frische Spielraum zu gönnen, ist nicht minder unabweislich. Aber anderseits muss doch jenen zerstreuenden Einwirkungen des modernen Lebens ausdrücklich entgegengearbeitet werden durch die alten Mittel der Stetigkeit, des Ernstes, der Nötigung zur Konzentration, zur Ausdauer und Vertiefung. Den Angriffen gegen jede irgend peinliche Art der Erprobung, also der Polemik gegen alle Prüfungen, gegen jede Auferlegung selbständiger häuslicher Lernarbeit, gegen jede strafende Gegenwirkung kann kein ernstliches Recht zugestanden werden. Nicht alles kann zum Spiel werden, was die Jugend für die Arbeit des reifen Lebens kräftig machen soll. Und die Anforderungen an das Verstehen und Können jedes Einzelnen steigern sich zugleich durch jene erhöhte Temperatur des Wettbewerbs auf allen Gebieten.“

Wahrlich, die Schwierigkeiten sind so gross, dass demjenigen am wenigsten

¹⁾ S. 258—260.

²⁾ Vgl. die schon erwähnte Broschüre „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen“.

leicht Recht gegeben werden kann, der für die Erziehung des jungen Geschlechts einen ganz einfachen, leichten und sicheren Weg gefunden zu haben meint. Kann eine Pädagogik dargeboten werden, die die Zukunft sicherstellt? Auch die Zukunft wird voll Kampf sein, Kampf mit den sich widersprechenden Ansprüchen des Lebens und mit all den erschwerenden Elementen in Natur und Kultur. Doch muss die Gegenwart nicht zufrieden in sich selbst versinken; sie soll nicht plötzlich sich selbst aufgeben; aber sich selbst zu prüfen und mit Besonnenheit zu korrigieren, das ist die Gegenwart der Zukunft schuldig.“¹⁾

„Zukunftspädagogik!“ Ein anspruchsvoller Titel, könnte der meinen, der den Verfasser oder das Buch nicht kennt. Im Grunde der allerbezeichnendste und kürzeste Titel auf einem lehrreichen Werklein, durch das wir, vom Befufensten geleitet, Um- und Ausschau halten, und dabei uns ein Doppeltes zur Überzeugung wird: Alles prüfen und das Beste verwerten!

Als siebentes Werk nenne ich Münchs Studie über Jean Paul, erschienen als Band 1 der Lehmannschen Sammlung: „Die grossen Erzieher.“²⁾

Als achtes eine Broschüre von seltener Gediegenheit, betitelt: „Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart“,³⁾ auf der ich noch etwas verweilen muss, um so mehr, als der Verfasser selbst mit Recht erheblichen Wert darauf legt. In hundertvierundzwanzig Seiten bespricht die Broschüre im Zusammenhang sieben Kapitel, welche die heutigen Lebens- und Bildungsbedingungen nochmals einer eingehenden Beleuchtung, Betrachtung und Beurteilung unterziehen. Manch wohlwollend Nachsichtiges ergibt sich daraus, aber auch nicht wenig ernstlich Mahnendes. Was jetzt ist, wird als geworden gedeutet und begriffen, in seiner Wichtigkeit als Werdendes bewertet, und nachdem, beklagt oder begrüßt. Das alles geschieht wiederum mit so treuem Verständnis, mit so weitblickendem Geiste und so weitführendem Herzen, mit so siegender Überlegenheit, dass wir beim Lesen oftmals staunen und unwillkürlich emporschauen, wie wenn eine Stimme von oben zu uns spräche. Und das kleine, von allem gelehrt Kram freie Buch erscheint uns als das blutwarne Dokument eines emsigen, weiter sich nährenden und weit hin sich ausgebenden Lebens, und führt uns in die Andachtstimmung, zu der allein wir gelangen können durch inneres Schauen und Erfassen der Wahrheit. Was Münch da z. B. über die Lehrer im allgemeinen sagt, mit besonderer Berücksichtigung der Lehrer an höheren Schulen, in dem Abschnitt „Große Forderungen und natürliche Schranken“, das sollte keinem Schulfreunde und keinem Schulfinde unbekannt bleiben. Der erste wird dazu innigen Beifall zollen, der zweite wird dadurch versöhnenden Einblick erhalten in eine unvermeidliche Tragik. Ich möchte dieses Büchlein schulbangen Eltern besonders empfehlen. Sie werden sich bei dessen Studium wahrscheinlich in ein ganz neues, wärmeres Verhältnis zur Schule, insbesondere zur höheren Schule, versetzt fühlen, werden alsdann noch eifriger helfen, vieles an ihr zu begreifen, aber vieles auch an ihr zu tadeln und zu bessern, werden ihren Anteil an der Aufgabe der Schule gewichtiger einschätzen, und

¹⁾ S. 268 und 269.

²⁾ Berlin, Reuther & Reinhardt, 1907.

³⁾ Berlin, Duncker, 1906.

werden, wie wir Lehrer, daraus lernen, beim höchsten Werke der Erziehung, dem Vergänglichen unserer Epoche weniger Konzessionen zu machen, das Zukunftskräftige aber zu erkennen und ihm allein zu huldigen. Immer mehr wird sich dies Büchlein die Zustimmung der Einsichtigen erwerben, nicht den, übrigens entbehrlichen, der grossen Masse. Münch sagt selbst im Schlusswort: „Den meisten Lesern ist entschiedenes Absprechen, Behaupten und Fordern erwünschter, als eine Anleitung zur Selbstbesinnung. Gleichwohl ist nun letzteres der Zweck der hier abzuschliessenden Betrachtungen.“¹⁾ Und ganz am Ende sagt er in seiner nie zu viel versprechenden, weil wahrhaften und gewissenhaften Art: „Wenn nur vor allem recht viele Eltern, Lehrer und sonstige Freunde der Sache in einem gemeinsamen, ernsten Interesse für die grossen Fragen der Erziehung, in einem angelegentlichen Suchen des Richtigsten und Guten sich zusammenfinden wollten! Denn ein Suchen muss es doch immer bleiben — weil eben das Ziel in der Unendlichkeit liegt.“²⁾ Münch gibt uns da also ausser einer Anleitung zur Selbstbesinnung eine Anregung zum Suchen, zum Suchen nach dem Folgenschwersten, d. h. nach neuen Mitteln und Wegen zur Schaffung zukünftigen Lebens.

Nachdem ich somit Münchs acht bedeutendste Schriften allgemein-pädagogischen Inhaltes angeführt habe, füge ich noch hinzu, dass er in der Mannschen Bibliothek pädagogischer Klassiker, mit Heinrich Meissner, Ernst Moritz Arndts „Fragmente über Menschenbildung“³⁾ herausgab. Es mochte reizvoll sein, solch feurigen Dichters pädagogische Gedanken zu studieren und zu kommentieren, des Dichters, der die pädagogische Erkenntnis hatte, zu erklären, dass er das Wissen und das Lernen nicht ausschliesslich wolle, aber das Wissen soll sich als Können, das Lernen als Sein feststellen, alles soll ins volle Gemüt und ins volle Leben eingehen.⁴⁾ Münch freut sich des pädagogischen Feinsinnes mancher Dichter und wünscht anderseits eine der Poesie nicht baren Pädagogik. Einleitend sagt er: „Manche Dichter mit sehr guten Namen (es seien noch Milton, Herder, Goethe, Rückert genannt) haben diesen Problemen“, also den Erziehungsproblemen, „ein Stück ihres besten Sinnens gewidmet, und einige der berühmtesten pädagogischen Schriftsteller haben vom Poeten nicht ganz wenig in ihrem Innern — hier liesse sich Pestalozzi nennen, oder vielleicht Plato, um von Geringeren zu schweigen. Es ist auch sehr gut, wenn zwischen die Philosophen, die Politiker, die Akademiker und die praktischen Weltmenschen, die hier alle mittenreden, einige Dichterseelen sich mischen: im Grunde wird die Aufgabe der Jugenderziehung nie voll und recht erfasst, solange sie nur philosophisch, politisch, praktisch, technisch und nicht auch poetisch erfasst ist.“¹⁾ — Zu den pädagogischen Schriftstellern, die recht viel vom Poeten in sich haben, möchte ich Münch selbst rechnen, und den Dichtern „mit guten Namen“, die viel vom Pädagogen in sich haben, muss ich aus meinem engeren Gebiete

¹⁾ Seite 123.

²⁾ Seite 124.

³⁾ Langensalza, Beyer, 1904.

⁴⁾ Seite XXII.

¹⁾ Seite VIII.

wenigstens Dante hinzufügen, dessen Virgil ein so herrlich sympathischer Erzieher geworden.

Auch vielerlei pädagogische und andere Aufsätze da und dort danken wir der Arbeitskraft Wilhelm Münchs: in Schulprogrammen, in pädagogischen und andern Zeitschriften, so in der „Monatsschrift für höhere Schulen“, in „Westermanns Monatsheften“, den „Grenzboten“, den „Preussischen Jahrbüchern“, der „Lohmeyerschen Monatsschrift“, dem „Wissen der Gegenwart“, im „Tag“ und in der „Woche“, die sich bekanntlich ein Paar besondere Federn gesichert hat.

Fast all das bisher Genannte veröffentlichte Münch seit seinem vierzigsten Lebensjahr. Ein reiches Vierteljahrhundert! Daher zum Teil auch in all seinen Schriften die Reife und der Reiz des Erlebten.

Und seine Pädagogik in grösserer und kleinerer Ausdehnung liest sich mit wachsendem Genuss und Gewinn; denn sie bietet nicht Vorschriften und Systeme, sondern Erwägungen und Anregungen; denn sie zwingt nicht in eine zielsichere Bahn hinein, sondern weitet das Auge zum Überblicken der Bahnenmannigfaltigkeit und schärft es zur Eigenwahl des für den Einzelnen Richtigen und Erfreulichen; denn sie fordert vom Lehrer wohl viel, aber nicht all zu viel, nicht alles; ohne dessen Menschlichkeiten zu unterstützen, begreift und duldet sie solche, und erachtet, so scheint es mir, als dessen wünschenswerteste Eigenschaften den Takt und die Lebendigkeit; mit andern Worten, sie verlangt, dass Schule vor allem bedeute Bildung und Leben. Rudolf Lehmann charakterisiert Münchs allgemeine pädagogische Wirksamkeit folgendermassen: „Auf dem allgemeinen Gebiete des Unterrichts und der Schulgestaltung gehört Münch der Gruppe von Pädagogen an, die einer erzieherischen Vertiefung und zugleich einer grösseren Bewegungsfreiheit das Wort reden. Er bekämpft überall die Schablone und dringt auf Berücksichtigung des Individuellen und eigentlich Erzieherischen“. Bis dahin stimme ich ihm bei. Weiter sagt er: „Doch hält er sich auch hier von jedem Extrem fern und sucht stets einen massvollen Mittelweg einzuhalten, wie denn seiner beschaulichen Natur Kämpfe und Parteinahme eigentlich fernliegen.“ Auch davon gebe ich einiges zu, nicht aber, dass Münchs Art und Weise in den alten langweiligen „goldenen Mittelweg“ ausmünden soll, den ich lieber den bleiernen nennen möchte. Münch geht allerdings keine tollkühnen äussersten Pfade, sondern breite, sichere Wege, aber dennoch Wege mit eigenartigen Reizen und Aussichtspunkten, die gehörig mehr Pfadfindigkeit voraussetzen als der eine, bequeme, sogenannte goldene Mittelweg. Ich stimme Rudolf Lehmann wieder bei, wenn er, nachdem er Münchs beschauliche Natur hervorgehoben, weiterfährt: „Daher vermeidet er im einzelnen gern, umstrittene Fragen zu entscheiden, doch ist seine Gesamtrichtung entschieden von dem Streben nach Freiheit und fortschrittlicher Entwicklung des Erziehungswesens beherrscht. Diese beschauliche und zugleich liberale Art der Betrachtung äussert sich in seinen pädagogischen Essays mit einer schriftstellerischen Meisterschaft, welche die Lektüre höchst anziehend macht.“¹⁾

Ich glaube, es gibt nicht manch ein Pädagoge, der so vielseitig und doch nie oberflächlich, so gründlich und doch nie peinlich, so gewandt und doch

¹⁾ Loos, a. a. O., Seite 69.

nie ausweichend, so beweglich und doch nie hastig, so mässig und zugleich so kräftig, so weise und zugleich so warm, so fruchtbar und zugleich so zurückhaltend, so erhaben und zugleich so mitten unter uns allen stehend wäre, wie W. Münch, der nicht auf Popularität, denn dazu scheint er mir zu fein, aber wohl auf die Beachtung und Bewunderung aller derer Anspruch erheben könnte, deren Leben irgendwie dem Erziehungswerke und der aktiven Beschaulichkeit geweiht ist. —

Bevor ich zur Besprechung von Münchs nicht spezifisch pädagogischen Büchern übergehe, will ich noch hinzufügen, dass der Unermüdliche gegenwärtig an einem, vielleicht im Spätherbst erscheinenden Werke arbeitet, betitelt: „Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit.“ Freuen wir uns dieser in Aussicht stehenden Gabe eines so vertrauenswerten Gebers! — Einiges Essay- und Aphorismenartige, zum Teil auch in schon genannten Werken enthaltene, sammelte Münch in einem Bändchen der billigen „Deutschen Bücherei“ unter dem Titel: „Allerlei Menschliches“.¹⁾

Das Büchlein, das, offen gestanden, mir den Verfasser am nächsten brachte, das, aus dem ich ihn am intimsten herausspüre, ist ebenfalls ein ganz schlichtes, dünnes aus der „Deutschen Bücherei“, auf das ich schon etwa hindeutete, betitelt: „Gestalten vom Wege“. Ich möchte es in der Hand jedes mir Befreundeten wissen. Wie entstand dies Werklein? — Es gefiel Münch, vielleicht zur Erholung von der Berufsarbeit, vielleicht zum Nachgenuss schönen Vergangenens, einige sympathische, ihm auf dem Lebenswege begegneten Menschen und deren Schicksal zu schildern, selbstredend in aller Diskretion.²⁾ So ergaben sich die acht Abschnitte dieses Büchleins, das auf den Leser einen eigenartigen Zauber von Wahrheit und Feinsinn ausübt. Die Pädagogik steht ihm begreiflicherweise nicht fern. Der 4. und 8. Abschnitt sind sogar ganz Lehrern gewidmet, der dritte einem, der es werden wollte. Was technisch, nicht ohne Mitwissen des Verfassers, daran auszusetzen ist, nämlich das öftere Abschweifen vom Hauptthema und Sichergehen in allerdings nie langen oder gar langweiligen Glossen und Reflexionen, sowie die mannigfachen Einschaltungen, das bildet fast den Haupttreiz des Büchleins. Da hören wir eben von Münchs Eigenstem, da erkennen wir ihn am besten in seiner scharf beobachtenden und milde beurteilenden Art. Für seinen Freundeskreis haben solche Stellen geradezu, ich möchte sagen, etwas prickelnd Schönes, zumal sie vielfach von sonnigem Humore strahlen. Zum Beispiel der 3. Abschnitt, betitelt: „Die erste Liebe“, ist die Geschichte eines aussergewöhnlichen Kellners, der, durch Annäherung an den Verfasser, Mut und Mittel findet, zu seiner ersten Liebe, dem stets ersehnten Lehrerberuf, zu gelangen. Münch empfand die betreffende Beichte seines Kellners als aussergewöhnlich überraschend, und so erzählt er en passant, aber doch mit einer gewissen Behaglichkeit, zwei andere grösste, drollige Überraschungen seines Lebens, von denen er die eine im Schwarzwald, die andere auf dem Vierwaldstättersee erfahren.

Münchs Innigkeit dem Freundlichen und Echten gegenüber spricht viel-

1) Band 37.

2) „Ein gebildeter Mensch ist eo ipso diskret!“ Vgl. „Gestalten vom Wege“, Abschnitt 6: „Die Sonne der Hoffnung“, Seite 68.

leicht am deutlichsten aus einer der andern Lehrergeschichten, betitelt: „Heimfahrt“, die Fahrt der Leiche eines lange Jahre in Deutschland tätigen, achtenswerten maître de langue nach seinem „charmant pays de France“ zurück, in dem er so sehnlich gerne seine letzten Lebensjahre hätte verbringen wollen. Aus dieser Geschichte spricht auch seine Sympathie für vieles Romantische. — Allerhand Pein und zugleich allerhand Nachsicht des Hrn. Schulrates Münch spricht aus dem letzten, „Fridolin Merk“,¹⁾ d. h. nach dem Namen eines Gymnasiallehrers betitelten Abschnitte. Eine unglückselige Lehrergestalt, dieser Fridolin, ein ewig „angehender“, derweilen man ihn so gerne als „abgehenden“ gesehen hätte. Und er ging, nicht nach der reichen Erbschaft, die ihm ein müheloses Dasein gewährt hätte, er ging, als er, bei der Rettung eines unfolgsamen Schülers, selbst in den Wellen ertrank, wodurch er sich trotz allem „freundliche Hochachtung“ sicherte.

Herzerfreuenden Stellen begegnen wir auch in den andern, weniger pädagogischen Abschnitten. Weniger pädagogisch, was den Gegenstand betrifft. Pädagogische Wirkung in weiterem Sinne ist ihnen allen eigen, d. h. aus allen können wir lernen, und wenn es nur etwas Vertrauen in die Menschheit wäre und frohe Liebe zu ihr. Ganz gespickt mit würzigen Betrachtungen ist der Abschnitt, betitelt: „Drei Kleinstädter“,²⁾ eine Schilderung dreier besonderer Kleinstädter, die M. gut kannte und von denen jeder ihm ein Ideal zu vertreten schien, der eine das Wahre, der andere das Gute, der dritte das Schöne. Mit Bezug auf den ersten, einen Rechtsanwalt, dessen Gattin treulich für ihn besorgt war, heisst es z. B., auch wieder mit kleinem Abschweifen vom Thema: „Jene sichere Fürsorge liess sich übrigens auch in der tadellosen äusseren Erscheinung spüren, die der Rechtsanwalt stets darbot, ein Vorzug, den die echten Idealisten bekanntlich oft vermissen lassen. So sah man unsern Freund stets in schneeweißer Weste, und die passte allerdings so recht zu seiner inneren Sauberkeit, während sonst weisse Westen vielfach von solchen getragen werden, die damit andeuten wollen, dass sie aus den äusseren Nöten des Lebens schön heraus sind, die sich ein nie getrübtes Air von Wohlhabenheit geben wollen und sich etwas Distinguierendes über Brust und Magen legen.“ Von dem zweiten Kleinstädter, einem Archivaren, berichtet M., was man von ihm selbst sagen könnte: „Ihn hatte das Leid nur veredelt, nicht verbittert“, und: „Es kam bei seinen Urteilen immer der ganze Mensch zum Ausdruck, nie bloss die Verstandesseite. Zur Überlegenheit des Wissens kam immer das überlegene Verständnis alles Menschlichen, die Milde des Urteils bei aller Sicherheit.“ Und mit Bezug auf die Wertung der Frauen dem Dritten jener Kleinstädter gegenüber, einem Staatsanwalte, sagt er ein frauengünstliches Wort: „Die Frauen verstehen es ja überhaupt besser als die Männer, einen Menschenwert zu würdigen, der sich nicht praktisch ausmünzen lässt.“ Nachdem man das Büchlein ganz durchkostet hat, stimmt man dem Erzähler gerne bei, wenn er behauptet: „Man muss nicht gerade in „die grosse Welt“ blicken, um vornehme Naturen anzutreffen.“³⁾ Man stimmt auch seinen Schlussworten bei, die da lauten: „Und im ganzen sind die Gestalten von

¹⁾ Seite 94.

²⁾ Seite 78.

³⁾ Seite 17.

meinem Wege, die ich hier habe schildern wollen, wirklich lauter — ich muss es selbst sagen, indem ich zurückblicke — lauter prächtige Menschen gewesen. Wer ganz andere kennen lernen will, braucht nur die guten Romane und Dramen zu lesen, wie die anerkannten oder berühmten Schriftsteller der Gegenwart sie zu verfassen pflegen. Dass die Natur zwischen durch auch ganz reinliche Menschenexemplare liefert, kann man darüber fast zu glauben verlernen. Und da die wenigen — wenn auch nicht mit echten Namen und lauter echten Einzelheiten beschrieben — doch ihrem Wesen nach nicht erfunden sind, dürfen sie sich um so eher auch im Bilde sehen lassen.“¹⁾

Ein ähnliches, äusserlich zwar viel schmuckeres und auch umfangreicheres Büchlein ist das, aus dem ich einiges über Münchs Heimatdorf anführte, mit dem Titel: „Leute von ehem und was ihnen passiert ist; Erlebtes und Erdachtes“. Im Vorwort sagt der Verfasser, er biete eine neue Menschenreihe dar, „nicht just genau nach Erinnerung und Wirklichkeit, aber auch nicht auf die Art der Künstler hingestellt, sondern das Berichtete durchwoven mit allerlei Gedanken.“ Es sind 6 Abschnitte, von denen drei Münchs pädagogischen Erlebnissen entnommen. „Eine nachdenkliche Halbestunde“ lautet der Titel der einen, eines sonderbaren Gymnasialprofessors Halbestunde nämlich, während der in ihm eine Brautwerbung reift.

Tiefgründig und lehrreich ist die Geschichte, betitelt: „Auf zweierlei Bahnen“; sie erzählt wiederum von einem Gymnasiallehrer, diesmal von einem jungen, netten, reichverheirateten, namens Hedinger, der in seiner kinderlosen Ehe unter den akademischen Ambitionen der Gattin zu leiden hat. Umsonst arbeitet er auf akademische Würde hin; er ist bei einem hinlänglich offenen Kopf doch kein „Überflieger“; Krankheit überdies gebietet ihm Halt. Aber nach der Genesung soll er doch nicht ungestört weiter lehren können. Er lässt sich vom reichen, aufstrebenden Schwager in dessen Geschäft hinüberlocken, wird also Geschäftsmann, allerdings weder beglückter noch glückbringender, und daneben Kurator, d.h. Mitglied der Aufsichtsbehörde, seiner ehemaligen Schule. Doch das Geschäft gerät in arge Kalamität, in der schlimmen Zeit stirbt die Schwägerin, und nach Zusammenbruch des Hauses verschwindet der einst kraftstrotzende Schwager. Es bleiben dessen vier Kinder, die Hedinger und seine Frau ohne Zögern aufnehmen, worauf er wieder eine Lehrstelle am Gymnasium erhält, und so im alten Amte, dazu in dem neuen eines Vaters Verlassener, die gehaltreichsten Jahre seines Lebens lebt.

Ich schweige nunmehr von der dritten Geschichte aus pädagogischen Kreisen, „Ein Prüfungsergebnis“, obwohl gerade an dieser der Verfasser mir einen grossen Anteil zu haben scheint.

Münch hat auch ein Lebensbuch geschrieben, besser gedichtet. Er benannte es vorerst „Tagebuchblätter“, in der dritten Auflage „Anmerkungen zum Texte des Lebens“.²⁾ Es besteht aus kleinern, meist etwa viertels- oder halbseitigen Gedankenzusammenhängen über grosse und kleine Lebensangelegenheiten, verteilt in vier Abschnitten: „Natur und Seelenleben — Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker — Allerlei Menschliches —

¹⁾ Seite 105.

²⁾ Berlin, Weidmann. 3. Auflage, 1904.

Nachlese“. Es zeugt von kostbarem Innenreichtum, von mannigfacher Erfahrung, von tiefem Ernst und inniger Milde. Und auch da oft der Humor, „der die Seele über Abgründe hinwegträgt“. Und auch da jene heitere und warme Darstellungsweise, die dem seltenen Manne so eigen und die so getreu sein klares, gründliches, wohlwollendes Wesen wiedergibt. Einige dieser „Anmerkungen“ zu dem Texte, der uns alle bewegt, lasse ich folgen:

Die erste, betitelt „Ein Sternenhimmel“,¹⁾ dürfen wir vielleicht erfreulicherweise auf den Verfasser, oder, ich möchte lieber hier sagen, auf den Dichter selbst beziehen:

„Wer im Laufe seines Lebens viele echte Freunde gewonnen hat, blickt wohl im Geiste wie zu einem sternreichen Himmel auf, der sich über seinem Dasein wölbt. Jeder einzelne ist fern und doch vertraut und sendet ein mildes Licht herüber. Sie alle vermögen nicht den Sonnenschein des Glückes zu ersetzen, aber eine Art von Frieden kann die Seele aus ihrem Anschauen empfangen.“

Auch die zweite, betitelt: „Weitsichtigkeit“,²⁾ scheint mir ganz Münch: „Ist es nur eine hübsche Parallele, oder ist es mehr, dass die alternden Menschen auch im geistigen Sinne weitsichtig werden, wie sie es körperlich zu werden pflegen? In der Tat, sie nehmen die Eindrücke der Gegenwart kaum mehr recht auf, während bekanntlich die einer entlegenen Vergangenheit in desto schärferem Umriss vor ihnen stehen. Und wenn es Menschen einer höheren Art sind, so reicht ihr Blick nun auch um so sicherer in die Weite der grossen Fragen und der ewigen Gesetze“.

Dritte: Beschränkte Lektüre:³⁾

„Vereinzelt lernt man noch Frauen kennen mit ganz beschränkter Lektüre und echtester Bildung nicht bloss des Gemütes, sondern auch des Geschmackes und Urteils. An dem in aller Ruhe wirklich Aufgefassten haben sie nicht bloss einen wahrhaften inneren Besitz, sondern auch einen festen und sicheren Maßstab für Neues, das ihnen etwa entgegentritt. Wir sagen es uns oft, dass das Viellesen keine festen und treuen Eindrücke gebe, dass es mehr verwirre als bilde; aber es ist gut, die Bewährung des Entgegengesetzten hie und da mit Augen zu schauen.“

Vierte: „Die Enttäuschungen des Nächsten“:⁴⁾

„Wegen kleiner Enttäuschungen werden die Menschen bemitleidet, und wegen grosser verspottet. Seltsam; aber wie erklärt es sich? Vielleicht einfach damit, dass man überhaupt ein bisschen Güte, Wohlwollen, Teilnahme im kleinen, eine Art von Kleingeld des Herzens, wohl meistens mit sich führt und leicht hergibt, aber einen schönen Goldvorrat, aus dem man im grossen spenden könnte, nur selten besitzt. Und auch damit, dass man sich in die Alltagsschwierigkeiten seines Nächsten leicht mit hineinversetzt, während man seinem innersten Wollen, seinem vollsten Wünschen und eigensten Streben fremd bleibt und bleiben will.“

¹⁾ Seite 31.

²⁾ Seite 33.

³⁾ Seiten 55—56.

⁴⁾ Seite 123.

Die fünfte, ironische, passt sehr wohl in unser oft so eigentümlich ästhetisierendes Zeitalter: „Ästhetische Küchenkünstler“:¹⁾

„Die Vorzüglichkeit des echten französischen Kochs wird zuweilen damit gerühmt, dass derselbe aus einem alten Lederhandschuh ein delikates Ragout herzustellen vermöge. Manche Ästhetiker erinnern mich an diese Köche: sie kommentieren so interessant, haben so viel würzige Zutat, lassen unter ihrer superfeinen Betrachtungsbrühe den Gegenstand so sehr verschwinden, dass man in der Tat über die in Wahrheit schlichtlederne Natur dieses Gegenstandes getäuscht werden kann. Auch kommt es diesen Köchen nicht darauf an, nährende Wahrheit aufzutischen, sondern nur die Kochkunst ihres Geistes.“

Sechste: „Beherrschung und Entfremdung“:²⁾

„Es ist schade, dass unser Zeitalter, das in der Beherrschung der Natur soweit gelangt ist, damit zugleich auch eine gewisse Entfremdung von der Natur sehen oder verwirklichen muss. Aber ein Wunder ist es doch nicht. Wen man sich unterworfen, wen man gebändigt hat und beherrscht, der öffnet sich einem nicht mehr zu vertraulichem Verkehr . . .“

Siebente und letzte: „Übergang und Eindruck“:³⁾

„Wer dankt's der Sonne, dass sie scheint? Aber wenn sie erscheint, durch Wolken oder Nebel bricht oder sich in der Frühe am Horizont erhebt, dann wird sie von jedem Herzen begrüßt. Wir verlieren sehr rasch die Fähigkeit, zu geniessen, zu jubeln, ja zu beachten; wir bedürfen der Übergänge, um überhaupt bewusst zu leben.“

Genug. Es sollten nur ein paar Beispiele sein. Ich wählte nicht die intimsten Aussprüche. Die mag sich jeder bei der Privatlektüre gönnen. Sie gehören in einen kleineren Kreis, eigentlich in den allerkleinsten, in den des Ich. Das ist es ja, was ich wünsche, dass der Mann, dem die Leser hier ein Stündchen geweiht, in noch mancher Stunde zu jedem einzelnen von uns spreche, uns in der Berufsarbeit unterstütze und fördere, und in den Zeitchen, die wir alle fürs Leben überhaupt und für uns insbesondere reservieren, unser aller Denken und Fühlen vertiefe und uns freundliche Labung spende. — Ich fürchte nicht, dass man, bei eigener näherer Kenntnis Wilhelm Münchs, finden werde, ich habe ihn zu licht gezeichnet. Sollte dies aber doch ein klein wenig geschehen sein — wir wissen alle, dass, um aus den Niederungen des Lebens nicht gar so beschwerlich emporzukommen, uns not tut, mit liebender Seele, mit bewunderndem Sinne an höhere Menschen zu glauben.

¹⁾ Seiten 50—51.

²⁾ Seite 40.

³⁾ Seite 197.